



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte

Kugler, Franz

Stuttgart, 1854

4. Ueber die ursprüngliche Anlage des Domes zu Trier.

[urn:nbn:de:gbv:wim2-g-1491654](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:wim2-g-1491654)

4. Ueber die ursprüngliche Anlage des Domes zu Trier.

Ein sehr eigenthümliches Interesse für die Entwicklungsgeschichte der Architektur gewährt der Dom zu Trier in seiner ursprünglichen Anlage, — ein basilikenartiger Bau, in Material, Form und Behandlung noch den Elementen der antiken Kunst entsprechend. Im Lauf der Jahrhunderte sind aber mit diesem Gebäude mehrere höchst umfassende Veränderungen vorgenommen; ein dreimaliger Umbau, im elften Jahrhundert, in der späteren Zeit des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, im achtzehnten Jahrhundert, — kleinerer Bauveränderungen zu geschweigen, — hat die ursprüngliche Beschaffenheit der Anlage auf eine Weise verwischt, dass diese fast ganz verschwunden zu sein scheint. Dennoch ist es der jüngsten Forschung möglich geworden, eine genügende Reihenfolge so charakteristischer Merkmale jener ersten Anlage aufzufinden und die ursprüngliche Verbindung derselben so überzeugend herauszustellen, dass sich hiedurch das Ganze in seinem inneren Zusammenhange und in vollkommener Integrität vor unsrer Phantasie auf's Neue aufbaut. Herr Chr. W. Schmidt („Baudenkmale in Trier und seiner Umgebung, Lief. 2“) hat das Verdienst, diese höchst schwierige Aufgabe mit bewunderungswürdigem Scharfsinn gelöst zu haben; mir ist unter den bisherigen Leistungen der Architektur-Geschichte keine Arbeit bekannt, die ich dieser zu vergleichen wüsste; es dürfte selbst in Frage zu stellen sein, ob die Entzifferung der schwierigsten Palimpsesten (und der Dom von Trier ist in der That ein Palimpsest von überaus verwickelter Beschaffenheit) auf gleichen Ruhm Anspruch habe. Ich bin allen Merkzeichen, welche Hr. Schmidt über die ursprüngliche Anlage des Doms aufgefunden und bekannt gemacht hat, an Ort und Stelle mit Sorgfalt nachgegangen, und ich kann seinen sämtlichen Angaben und den Folgerungen, welche er aus diesen zur Reconstruction des Gebäudes zieht, nur mit vollkommenster Ueberzeugung beipflichten.

Hienach war der alte Dom von Trier, was das Allgemeine seiner Disposition betrifft, ein quadratischer Bau, im Aeusseren 132 Fuss 8 Zoll, im Inneren 121 Fuss 8 Zoll breit. In ihm standen, ebenfalls im Quadrat, vier mächtige korinthische Säulen, denen an den Wänden acht stark vorspringende Pilaster entsprachen. Die korinthischen Pilasterkapitäle sind noch an ihren ursprünglichen Stellen vorhanden und zum Theil im Inneren des Domes sichtbar. Die Säulen hatten voneinander einen Abstand von etwa 52 Fuss, von den Pilastern einen Abstand von etwa 26 Fuss; sie

als Stadthor dienender Triumphbogen gewesen sei, der dem Valentinian und dem Gratian für einen Sieg, welchen sie im Sommer 368 über die Alamannen erfochten, errichtet worden, wobei sich der Doppelbogen des Thores auf das Kaiserpaar beziehe. Ich halte es für überflüssig, diese Annahme, die durch Nichts an dem Thore selbst, nicht einmal durch das geringfügigste Inschriftzeichen, geschweige denn durch die Spur irgend einer besonderen bildlichen Ausstattung bestätigt wird, zu widerlegen. Nur das mag noch als Curiosum angeführt werden, dass das Thor nach des Verfassers Deutungen, mit Bezug auf das voraussetzliche Lokal jenes Sieges, aus einer Porta Nigra zu einer Porta Nigra, einem Neckarthore, wird, ebenso wie auch der Schwarzwald (Silva Nigra) eigentlich ein Neckarwald (Silva Nigra) sei.

F. K.

waren, dem entsprechend, unter sich durch grössere, mit den Pilastern durch kleinere Schwibbögen verbunden. In Uebereinstimmung mit der Weite des grösseren Säulenabstandes war an der einen Seite des Gebäudes eine hinaustretende Absis angebracht.

Eine wesentlich abweichende Ansicht über die ursprüngliche Anlage des Domes hat J. Steininger geltend zu machen gesucht. Diese ist in seinen „Bemerkungen zur Geschichte des Domes zu Trier“ enthalten, welche zuerst in dem Trier'schen Gymnasial-Programm vom Herbste des Jahres 1839 erschienen sind und sich auf's Neue in Augusti's „Beiträgen zur christlichen Kunst-Geschichte und Liturgik (1841)“ abgedruckt finden. Hr. Steininger bezieht sich auf die Kupfertafeln des Schmidt'schen Werkes, ignorirt aber auf eine fast befremdliche und für den Zweck einer wissenschaftlichen Forschung nicht wohl zu rechtfertigende Weise den Text desselben, — d. h. nicht etwa bloss die von Hrn. Schmidt gewonnenen Resultate, sondern auch die ganze Reihe jener äusseren Merkmale, auf denen die letzteren beruhen. Er spricht vielmehr in einer Weise, als ob die letzteren, nach den von Schmidt angegebenen, sehr deutlich erkennbaren Unterschieden der verschiedenen Bauzeiten des Domes, gar nicht vorhanden seien. Indess steht die Richtigkeit der Schmidt'schen Beobachtungen, für den wenigstens, der die Augen aufthun will, fest, und so löst sich das aus Steininger's Annahmen hervorgehende Resultat von selbst zum inhaltlosen Nebelbilde auf. Seine Irrthümer gehen besonders daraus hervor, dass er weder das römische Mauerwerk von dem derjenigen Erneuerung des Baues, welche im elften Jahrhundert durch Erzbischof Poppo begonnen ward, noch die architektonischen Details des elften Jahrhunderts von denen, welche dem Schlusse des zwölften Jahrhunderts angehören, unterscheidet. (Der frühromanische Architekturstyl des elften Jahrhunderts ist von dem spätromanischen am Schlusse des zwölften so auffällig abweichend, dass, wer diesen Unterschied nicht empfindet, auch nicht wohl berufen scheint, in kunsthistorischen Dingen ein Urtheil abzugeben.) So kommt er zunächst dazu, für die römische Anlage des Domes einen grösseren Umfang in Anspruch zu nehmen, als jene sicheren Kennzeichen ergeben. Indem er sodann die ganze Umfassung des gegenwärtigen Domes dem im elften Jahrhundert von Poppo begonnenen Neubau zuteilt, ergeben sich ihm zugleich, durch künstliche Berechnung, zwei Drittheile desselben als der Umfang eben jenes Römerbaues; was mit der bald nach Poppo's Tode verfassten Angabe der Gesta Trevirorum (dass dieser Erzbischof den alten Bau um ein Drittheil vergrössert) genau übereinstimme, während dies bei den anderweitig angenommenen Bauverhältnissen nicht der Fall sei. Auf Letzteres genügt aber, abgesehen von den irrthümlichen Voraussetzungen, die Bemerkung, dass es viel wahrscheinlicher ist, dass der Berichterstatter der Gesta Trevirorum sich naiv nach dem Augenmaasse, als dass er sich nach vorgenommener künstlicher Messung und Berechnung geäussert habe. — Das Weitere ist minder erheblich. Steininger läugnet, dass die eine der Säulen, wie dies die gewöhnliche Lesart der Gesta Trevirorum besagt, vor Poppo's Zeit zusammengestürzt sein könne, indem sodann, wenn mit dieser Säule natürlich die auf ihr ruhenden Bögen gestürzt, bei dem Mangel der durchgehenden Widerlage gegen die Bögen, auch das ganze Gebäude hätte zusammenstürzen müssen. Er vergisst aber die bindende Kraft des Mörtels, die, wie wir täglich an vielen Ruinen sehen, die übrigen Bögen schon füglich aufrecht erhalten konnte. (In selt-

samem Widerspruch hiegegen construirt er später die ursprüngliche Anlage des Gebäudes so, dass Säulenreihen dasselbe in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe getrennt hätten, und dass über die Seitenschiffe, von den Säulen gegen die Seitenwände, Bögen wären gespannt worden, ohne irgend eine Widerlage im Mittelschiff!) — Die noch vorhandenen, unterwärts eckigen Pilasterkapitäle hält er für Säulenkapitäle und nimmt in Folge dessen an, dass an ihren Stellen auch Säulen gestanden hätten. — Er läugnet, dass das vor dem Dome liegende Stück Säulenschaft das der etwa gestürzten (und zu diesen Kapitälern gehörigen) Säule sein könne, da seine Verhältnisse, in Uebereinstimmung mit denen der Kapitäle, nicht genau auf Vitruv's Regeln über die korinthische Säulenordnung passen. Jedermann weiss aber, dass Vitruv überhaupt kein vollkommen sicherer Regulator für die antike Kunst ist, am Wenigsten für eine so späte Zeit, wie die, um welche es sich hier jedenfalls handelt. Die zu demselben Behuf aus Wiltheim angeführte Stelle, die dem unteren Ende eines Schaftstückes ungefähr 7 Fuss Durchmesser giebt und dessen Höhe auf 40 Fuss berechnet, dient auch nicht zur Widerlegung, da in diesen Maassbestimmungen ein Widerspruch liegt (sie somit nicht als genau gelten können), auch bei der Meinung, dass Wiltheim dorische Säulen im Sinne gehabt, das Vorhandensein jener korinthischen Kapitäle überschen ist.

In Folge all dieser falschen oder willkürlichen Voraussetzungen reconstruirt Steininger die ursprüngliche Anlage des Domes als einen basilikenartigen Bau mit Säulenreihen von je sieben Säulen und mit jener bauwidrigen Bogenconstruction in den Seitenschiffen. Doch meint er, der Bau habe kein Tribunal (Absis) gehabt, (obgleich von Schmidt die Spuren eines solchen nachgewiesen sind); und da derselbe auch sonst nicht völlig mit Vitruv's als unbedingt gültig angenommenen Vorschriften für die Einrichtung der Basilika übereinstimmen will, so behauptet er, es sei das Forum gewesen, welches Constantin erbaut habe; aber kein Forum civile, dergleichen zu jener Zeit seine Bedeutung längst verloren gehabt hätte, sondern ein Forum nundinarium, eine Waarenhalle. — Es ist überflüssig, auf diese ganz in der Luft schwebenden Folgerungen etwas Weiteres zu erwidern.

Hr. Schmidt hält die ursprüngliche Bau-Anlage, wie er dieselbe gewiss richtig reconstruirt, für eine christliche Kirche, die durch Constantin erbaut worden. Dass das Gebäude von vornherein für die Zwecke des christlichen Gottesdienstes bestimmt worden, ist auch mir durchaus wahrscheinlich; nicht so, dass es in die Zeit Constantins gehöre. Ich kann auch hier nicht umhin, ketzerischer Weise einige kritische Anmerkungen zu machen, die der Anlage indess, was sie ihr von der Zahl ihrer Jahrhunderte vielleicht abnehmen, dadurch ersetzen dürften, dass sie ihr eine grössere Bedeutung für den Fortschritt der architektonischen Entwicklung geben, in ihr eines der so seltenen Beispiele für das primitive Aussprechen jener Wandlungen der Architektur, die bei dem beginnenden Uebergange aus der Zeit der classischen Antike in die des Mittelalters stattfanden, erkennen.

Ich sehe in dem Plan dieser Anlage geradehin ein byzantinisirendes Element. Ganz dem byzantinischen System des Centralbaues entsprechend, bildet das von den vier Säulen bezeichnete Mittelquadrat den Haupttheil der Anlage; demselben schliessen sich, durch die grösseren Schwibbögen vermittelt, die Flügel eines gleichschenkligen Kreuzes an, ebenfalls völlig

wie in den einfachen byzantinischen Kirchenanlagen. Für eine solche Disposition wüsste ich aus frühchristlicher Zeit im Abendlande kein weiteres Beispiel namhaft zu machen. Freilich hat dieselbe auf den oberen Ausbau, da Gewölbe nicht vorhanden sind, keinen anderweitigen Einfluss ausgeübt, als den der verschiedenen Grösse der Schwibbögen. Es ist vielmehr noch wie ein Zwiespalt zwischen der neuen Disposition und dem traditionell gültigen Oberbau des Basilikensystems. Aber gerade hierin scheint sich der architekturgeschichtlichen Beobachtung ein eigenthümliches Interesse darzubieten. Es ist eben ein neues Element, das, ohne sich selbst klar zu sein, nach Entwicklung strebt, sei es, dass dasselbe aus eignem dunkeln Drange des Baumeisters oder des Bauherrn hervorgegangen war, oder — was wahrscheinlicher — dass es aus jener Gegend (dem orientalischen Reiche) herübergetragen wurde, wo es sich vielleicht schon, in Uebereinstimmung mit der technischen Gesamt-Construction, entschiedener bethätigt hatte.

Neben dieser Disposition des Planes ist die künstlerische Behandlung jener Pilasterkapitäle, der einzig erhaltenen Einzeltheile des ursprünglichen Baues, in Betracht zu ziehen. Sie haben, wie schon bemerkt, die Disposition der Kapitäle korinthischer Ordnung; sie sind ziemlich roh behandelt, die Blätter ganz einfach nur als breite Schilfblätter gebildet; die ganze Beschaffenheit ist so, dass man — aber nicht in dieser Rohheit an sich, sondern vielmehr in der eigenthümlichen Fassung der Form — das Uebergehen in mittelalterliche Gewöhnungen wahrnimmt. Statt des leichten korinthischen Abakus ist hier über den Kapitälern, schon besonders unantik, ein hohes Deckgesims mit hohem aufrechtstehendem Karniesprofil angeordnet. In der Sculptur der Blätter und Voluten ist eine gewisse unplastische Schnittmanier, die im elften Jahrhundert (z. B. in den ähnlichen korinthischen Kapitälern der Schlosskirche zu Quedlinburg) entschieden vorherrscht. Doch aber ist in dem Schwunge der Linien, in dem Ueberschlagen der Blätter, in der Art, wie Alles mehr aus dem Ganzen herausgearbeitet ist, (während z. B. in den Blätterkapitälern von der Westfaçade des Trierer Domes Kelch, Blätter und Voluten überall mehr gesonderte Theile bilden) noch mit Entschiedenheit antike Reminiscenz wahrzunehmen.

Die Behandlung der Kapitäle führt also zu demselben Ergebniss wie die Disposition des Planes der ursprünglichen Anlage. Das heisst: wir haben es hier mit einem Bau zu thun, in welchem die von der antiken Tradition festgestellten Elemente sich, dem Hereinklingen einer schon mittelalterlichen Gefühlsweise gemäss, umzubilden beginnen. Die Zeit Constantius, die Zeit der Römerherrschaft überhaupt, erscheint hiefür nicht mehr sonderlich passend; wir werden vielmehr auch hier auf die frühere Zeit der fränkischen Herrschaft hingeführt. Suchen wir nach historischen Anknüpfungspunkten für die Epoche dieser spätern Ausführung des Baues, so begegnen uns auch hier (wie bei den Untersuchungen über die Porta Nigra) einige Verse des Venantius Fortunatus, der darin von seinem älteren Zeitgenossen, dem Erzbischofe Nicetius (532—563) die Sorge für Wiederherstellung des Trierer Domes und den Erfolg derselben zu preisen scheint:

*Templa vetusta Dei renovasti in culmine prisco
Et floret senior, te reparante, domus.*

Man hat diese Stelle auf minder wichtige Reparaturen am Dome gedeutet; der Pentameter, in seiner poetischen Ausdrucksweise, kann aber

ebensogut einen glänzenden Neubau bezeichnen. Wir dürften somit nicht ohne Berechtigung die besprochene Bau-Anlage der Zeit um die Mitte des sechsten Jahrhunderts zuschreiben können.

5. Der Münster von Bonn.

(J. Gailhabaud's Denkmäler der Baukunst, Lief. IX.)

Die Ufer des Rheins, von der Nahe bis hinab zur Ruhr, enthalten einen grossen Reichthum kirchlicher Gebäude aus der späteren Zeit des romanischen Styles; desjenigen, der insgemein mit dem unpassenden Namen des byzantinischen Styles bezeichnet wird. Neben wenigen Bauresten aus dem elften Jahrhundert sieht man hier mannigfache Beispiele der reichen und imposanten Entwicklung, zu der sich dieser Baustyl im zwölften Jahrhundert, vornehmlich in dessen zweiter Hälfte, ausbildete; und noch mehrere aus dem Ende dieses und aus dem Anfange des folgenden Jahrhunderts, in welcher Zeit der romanische Styl mancherlei phantastische Umbildung erhielt und sich mehr und mehr zu der Gefühlsrichtung des gothischen Baustyles hinüberzuneigen begann. Die Freude an der Ausführung prächtiger kirchlicher Bauwerke fand in dieser letzteren Zeit durch äussere Veranlassung eine reichliche Nahrung. Die verheerenden Kriege zwischen den beiden Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto von Wittelsbach brachten vielen der vorzüglichsten Oerter des Niederrheins Verwüstung und Zerstörung ihrer Monumente: man liess es sich nunmehr angelegen sein, die Schäden, die man erlitten, mit grösstem Eifer zu ersetzen und was an den Bauwerken im Ganzen oder Einzelnen zerstört war, auf eine glänzendere Weise wieder herzustellen.

Zu den grossartigsten Gebäuden dieser Epoche gehört der Münster von Bonn, welcher den heiligen Märtyrern Cassius und Florentius gewidmet ist. Ernst und majestätisch steigt er aus den übrigen Baulichkeiten der Stadt empor, ein bedeutsamer Mittelpunkt für die reizvolle Gegend, die sich um den heitern Musensitz ausbreitet. Der langgestreckte Chor des Münsters erhebt sich über einer geräumigen Crypta. Der Chor-Absis zur Seite stehen zwei schlanke viereckige Glockenthürme. Auf den Chor folgt ein breites Querschiff, über dessen Mitte ein dritter Thurm, jene beiden ersten mächtig überragend, emporsteigt. Dann erst folgt das weite dreitheilige Schiff der Kirche. Im Westen wird dasselbe durch einen viereckigen Vorbau begrenzt, der im Innern eine zweite Absis in sich einschliesst und der auf den Seiten durch zwei runde Treppenthürmchen mit schlanken Spitzen eingefasst wird. Wie die Dächer und die Thürme des Münsters sich malerisch emporgipfeln, so erscheint auch der Grundriss, durch die eben genannte Anordnung, eigenthümlich bedeutungsvoll. Die beiden Thürme zu den Seiten der östlichen Chor-Absis bilden im Grundriss eine Art kleineren Querschiffes, dem Hauptquerschiff an Länge und Breite untergeordnet; das Ganze des Grundrisses erscheint in dieser Weise in der Form eines doppelten, erzbischöflichen Kreuzes.